

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 18

Artikel: Das Gelächter von Galleran
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

manchen Schritt geopfert hat, ist immer schön, und man genießt sie zum Schluß gleichsam als Belohnung für eine beträchtliche Marschleistung.

Der Tag ging leuchtend zu Ende.

Der Frühling hatte heute eines seiner buntesten Feste gefeiert.

Der Tell.

Und eines Tags, mir ist, es war erst gestern —
Der Birnbaum schaute blühend durch das Fenster,
Und eine Stimme tuschelte ins Ohr mir:
Du, horch, die erste Schwalbe! —
Scholl vom Ratheder des Magisters Ruf:
Silenzium, nun lesen wir den Tell!
Und feierlich, als wär der Name heilig,
Klang es gedehnt: Den Tell von Friedrich Schiller!
Und also lasen, nein, verschlangen wir
Mit heißem Atem und erhobner Brust
Der Freiheit wunderbares Hohelied.

Am Abend aber floh ich die Gespielen,
Die lärmenden, und ging allein, erfüllt
Von tausend Bildern einer neuen Welt,
Indes mit jedem Tritt erklang der Boden,
Ganz leis, geheimnisvoll erklang der Boden,
Der Helden zeugte in verschöllnen Tagen.
Und — war das Täuschung? — höher, mächtiger
Die freien Berge ihre Felsenstirnen [hoben
Jetzt in das sonnenvolle Blau des Äthers.
Wie trunken ging ich, Weg und Zeit vergessend,
Nur immerfort in seliger Bedrängnis.

Da lag vor mir in seiner wilden Schöne,
Umrahmt von der Romantik glüher Firne,
Sturzwellen werfend der Vierländersee.
Und war ein Jauchzen, war ein Jubel rings,
Wenn sich die Wogen häumend überschlugen,
Und jede Woge sang ein Lied der Freiheit
Tief in des Knaben fessellose Seele,
Bis über seiner frühlingsjungen Heimat
Die Sterne Gottes leuchtend auferstanden.

Fridolin Hofer.

Das Gelächter von Galleran.

Von Meinrad Lienert.

Vor langer, langer Zeit, als die Franzosen und die Italiener mit der Eidgenossenschaft Krieg hatten, zogen sie auch das Mailändische hinauf, um das feste Städtchen Lauis¹ am Lauisersee, das den Urikantonen gehörte, wieder zurückzuerobern. Als die Eidgenossen das vernahmen, lüfteten sie ihr Panier, und es zogen, allen voran, die Heerhaufen von Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Freiburg und Bern über den steibenden Steg ob der wilden Reuss und stiegen über den Gotthardt ins Linwinental hinunter.

Als sie in Bellinzona² ankamen, hörten sie, daß die Welschen schon an der Treis³, einem Fluß hinter dem Lauiser Städtchen, stehlen. Da litt es die Schwyzzer, Urner, Unterwaldner und Luzerner, die als die vordersten bei den Drei Burgen zu Bellinzona angelommen waren, nicht länger. Sie vermochten den Zuzug der übrigen Eidgenossen nicht abzuwarten und zogen weiter bis an die Treis. Wie sie dort die Feinde jenseits des Flusses ersahen, vergingen sie fast vor Ungeduld,

an sie zu kommen. Sie rissen die ärmlichen Häuser ein und schlugen aus dem umgestürzten Balkenwerk, im Angesichte der Welschen, eine Brücke über die Treis, trieben die Feinde nach einem wilden Hau zurück und drangen, unter Anführung des Landammann Gerbrecht von Schwyz, bis nach Vares⁴ hinunter.

Da erschien unversehens der französische Feldherr Gaston de Foix mit großer Übermacht im Felde. Er hatte beschlossen, die unvorsichtigen Eidgenossen, die sich mit so geringen Kräften über die Treis mitten in Feindesland gewagt hatten, vollständig zu vernichten, bevor ihnen ihr Gewalthaufen, den böse Regenstürme zurückhielten, zu Hilfe zu kommen vermöchte. Am 5. Christmonat 1511 griff er die wie eine Schafherde zusammengedrängten Eidgenossen von allen Seiten wütend an, wobei deren Anführer, Landammann Gerbrecht, totgeschossen wurde. Gleichwohl gelang es den böslich bedrängten Eidgenossen, sich in guter Ordnung ins Städtlein Gal-

¹ Lugano. ² Bellinzona. ³ Treisa. ⁴ Varese. ⁵ Gallerate.

leran⁵ zurückzuziehen, wo sie auf dem Hauptplatz ihr Lager auffschlugen. Zwar belagerte sie der französische Feldherr und schoß bis zum Einnachten fleißig aus seinen schweren Geschützen auf das Städtlein los. Doch schien das die Eidgenossen drin nicht sonderlich zu bekümmern, denn sie ließen sich nicht heraustreiben und hielten, bei offenen Stadttoren, ruhig Nachtlager, wobei ihnen ein Rudel neugieriger Kinder von Galleran bald vertraute Gesellschaft leistete.

Und obwohl sie sich auf den andern Tag keines guten Ausgangs versehen durften, da ihre Hilfe noch nirgends und ihrer Feinde große Macht allzunahe zu merken war, so taten sie doch giltsmire gleich und kochten und brateten auf dem offenen Platz des welschen Städtchens, was man ihnen aus den Häusern ringsum, guter Dings oder gezwungen, zugetragen hatte.

Es war eine düstere Nacht. In weitem Kreise lagerten die Eidgenossen um ein riesengroßes Feuer, das seine Rauchwolken an den finstern Hausgiebeln hinauftrieb, und ihre Hellebarden und breiten Schwerter blitzten und gleiteten in seinem unruhigen Schein. Einige lagen auf dem Rücken um den toten Landammann Gerbrecht, der in voller Rüstung auf einer aus Lanzen und Hellebarden gebildeten Notbahre lag, und schliefen mit lautem Schnarchen.

Auf einer hohen Trommel aber hockte der Uri-stier, der Träger des großen Heerhorns von Uri. Auf seinen Knien schaukelte er ein welsches Mägdlein, das seinen rabenschwarzen Schopf unablässig schüttelte und mit großen Augen ab und zu furchtlos, aber verwundert, zu dem gewaltigen Mann aufblickte, der die schwere Kappe mit den Hörnern auf dem Kopfe trug. Im Schoße aber hielt das Mägdlein der Urner größten Schatz, das silberbeschlagene Heerhorn, und spielte damit und entlockte ihm zuweilen mit gewaltig aufgetriebenen Backen furchterliche Greueltonen. Das belustigte den Uri-stier und die bei ihm herum-hockenden Eidgenossen überaus. Der rauhborstige Kriegsmann strich der Kleinen unter behaglichem Brummen über den schwarzen Schopf, und hin und wieder stand einer auf und schob dem Kind irgend einen Bissen ins fest zubeißende Mäulchen.

Mit einem Male gab es ein großes Geschrei. Die Wache schlepppte einen totenbleichen Mann in den erleuchteten Kreis der lagernden und ernst dreinblickenden Eidgenossen. Die Schläfer fuhren auf. Jetzt erhob sich bedächtig und schwerfällig der neu gewählte Anführer, der Schwyz-Landammann Käzi, der, neben der Leiche hockend, still

die Hände am Feuer gewärmt hatte. Was denn da los sei? wollte er wissen. Jetzt gab einer von der Wache dem bleichen Mann einen Stoß, daß er auf den Landammann zutrammelte, und dann erzählte ein anderer, sie hätten den Welschen eben noch erwischt, als er sich, bewaffnet, durchs offene Tor des Städtelins habe hinausschleichen wollen. Und wie sie ihn gestellt hätten, habe er einem Miteidgenossen von Unterwalden den Arm lahm geschlagen. — Den Unterwaldner könne er nicht stark bedauern, sagte darauf der Anführer, er hätte sich männlicher wehren sollen, der Welsche aber müßte als ein Verräter sterben. Es soll ihm einer von der Wache hurtig den Kopf abschlagen. Jetzt merkte der Welsche, wie's um ihn stand, und als der Priester von Luzern, der Welsch konnte, zu ihm trat, begann er auf Tod und Leben zu reden und mit beiden Armen herumzufuchtern, und dann gestand er dem Geistlichen, daß die Welschen vorhätten, das Städtlein zu stürmen und den Eidgenossen den Garaus zu machen, wenn sie sich gegen Morgen am sichersten fühlten und zu schlafen anfingen. Und nun möge man ihm doch, um seiner Warnung willen, das Leben schenken.

Der Priester berichtete alles wortgetreu dem Anführer und tat auch noch ein gutes Bittsprüchlein für den Welschen dazu. Über Landammann Käzi schüttelte den Kopf, nach einem langen Blick auf die umstehenden Eidgenossen. Jetzt zwangen zwei Burschen, deren gelb und schwarz geflammt Arme vom daran klebendem Blute rot waren, den aufzammernden Welschen in die Knie, und ein Kriegsmann packte sein doppelschneidiges Schwert mit beiden Händen, es prüfend einmal schwungend.

Da schoß das dunkelhaarige Mägdlein, das bisher totenbleich, aber still wie ein abgefallenes Birkenläublein, dem Uri-stier im Schoß gesessen hatte, auf, sprang auf eine Holzbeige beim Feuer und schrie, das Heerhorn von Uri über die Flammen haltend: „Wenn ihr meinen Vater nicht loslaßt, so werfe ich das große Horn ins Feuer!“

Obwohl nun die Eidgenossen nicht viel von der welschen Sprache verstanden, fuhren sie doch erschrocken auf, und der Uri-stier blieb wie angenagelt hocken und konnte nichts sagen als: „Jesus Gott, Jesus Gott!“ Über Käzi, der Anführer, der die böse Lage des Heerrufes von Uri wohl erfaßt und ewig nie zulassen konnte, daß das Horn, das schon den Herzogen von Österreich und Burgund zum Totentanz geblasen, durch ein Mägdlein geschändet oder gar vernich-

tet würde, rief: „Laßt ab von dem Welschen!“ Rasch traten die Wächter einen Schritt von ihm weg.

In diesem Augenblicke warf das Mägdlein das Heerhorn dem bebenden Uristier wieder in den Schoß, packte ihren totfahlen Vater an der Hand und riß ihn, aufkreischend vor Angst, mit sich davon, in ein nahe, stockdunkles Gäßchen hinein.

Da ging ein gewaltiges, wahrhaft brüllendes Gelächter über den Platz von Galleran unter den Eidgenossen um und wollte nimmer und nimmer zu Ende kommen. Es war, als ob immer wieder alle Ziegel von den Dächern des Städtleins rollten.

Aber als das polternde Gelächter endlich verhallte, rief Landammann Räzi, der Anführer, mit gewaltiger Stimme: „So, nun heißt's aber wohl auf der Hut sein, daß uns die Welschen nicht unversehens über die Kappen kommen!“

Da rückten die Hauptleute die abgelegten Waffen näher zu Händen und schließen mit offenen Augen. Und die Kriegsleute ringsum schopften sich gegenseitig im Haar, wenn ihnen die Augen doch zufallen wollten. Aber eine starke Wache der ausserlesenen Burschen besetzte die Stadttore, die Tore selbst jedoch blieben offen. Und als es immer tiefer in die Nacht ging und ein leiser Regen über sie kam, wurden die bedrängten Eidgenossen immer wachbarer, denn sie erwarteten alle Augenblicke das Schmettern der französischen Schlachttrumpeten, den Ansturm des welschen Kriegsheeres. Doch es blieb die ganze Nacht still, und nur der Regen und das Knistern und Knattern des erlöschenden Feuers auf dem offenen Platze von Galleran waren zu hören.

Aber als es über das Städtchen zu tagen anfing, donnerten auf einmal in der Ferne die Kanonen, und die Schlachttrumpeten schmetterten also, daß die Eidgenossen nichts anderes glaub-



Tellskapelle in der „Hohlen Gasse“ bei Rüznacht.

ten, als der welsche Feind sei in vollem Ansturm. Sie fuhren auf und rückten guten Mutes durchs Osttor, um sich männlich durch die überlegene Macht der Feinde durchzuschlagen, oder doch in Ehren unterzugehen. Da merkten sie zu ihrer großen Verwunderung und Freude bald genug, daß es ihre Mit eidgenossen von Zürich, Basel, Bremgarten und Baden seien, die aus der Ferne ihre Donnerbüchsen nach den aufgestörten Feinden abbrannten. Und als sie jetzt gar ihr wildes Kriegsgeschrei hörten, drängten sie mit fröhlicher Kampfwut zum Tore hinaus, um die Welschen im Rücken zu packen. Aber die waren schon weit weg, in schleunigstem Rückzug, und machten sich

also, ohne einen Schwertstreich gewagt zu haben, aus dem Staube.

Aufjauchzend schauten ihnen die aus Galleran ausrückenden Eidgenossen nach und ließen ihre drei Feldstücke den Abschiedsgruß hinter ihnen herdonnern. Aber dann gebot Landammann Räzi, ihr Anführer, halt! um den Anmarsch des Gewalthaufens der Eidgenossen abzuwarten. Dieser gerühmte Feldherr Gaston de Foix war ihm rätselhaft.

Er konnte ja wohl verstehen, daß sich die Welschen jetzt davonmachten, da sie es mit der ganzen Macht der Eidgenossen zu tun hatten, aber daß sie mit ihrem weitüberlegenen Heere den nächtlichen Sturm auf den geringen, eingepferchten Haufen im Städtchen Galleran nicht unternommen hatten, begriff er nicht.

Da führten die frischen Jungen vom Vortrab, die vorausgestürmt waren, einen abgestürzten feindlichen Reiter heran, der aus einer Kopfwunde blutete. Landammann Räzi schaute ihn ein Weilchen sinnend an, dann rief er den Priester von Luzern. „Geh, Vater“, sagte er zu dem Geistlichen, „frag den Troßbuben da, warum die Welschen in der Nacht das schwache Städtchen nicht gestürmt hätten.“

Wie nun der Luzerner Pfarrherr den verwundeten Reiterjungen gefragt hatte, hob dieser das bleiche, blutüberlaufene Angesicht und sagte auf welsch: „Unser Feldherr, Herr de Foix, hatte wohl im Sinne, das kleine Nest im Sturm auszunehmen und euch alle niedermachen zu lassen, da ihr auch nie Pardon gebt. Zuerst aber wollte er sich vergewissern, wie es in Galleran stehe, wie ihr euch gegen den Sturm vorbereitet habt. Deshalb ließ er eine Schar von uns auffüzen. Ich war auch unter ihnen. Als wir uns nun dem Städtchen näherten, stiegen wir ab und ließen die Gäule grasen. Zu Fuß und zuletzt auf allen vier machten wir uns ans östliche Stadttor. Ja, wir wollten sogar hineinschleichen, denn zu unserem Erstaunen stand das Tor sperroffen und war nicht einmal eine Wache daran. Doch kam uns das offene Tor unheimlich vor, und wir wollten lieber warten, bis der Spion, ein Mann aus

dem Städtlein, herausschleiche, um uns, wie er versprach, zu melden, wie es mit den Eidgenossen stehe. Als wir uns nun ganz nahe an die Mauer herangemacht hatten und durchs offene Tor hineinlauschten, rauschte mit einem Male ein gewaltiges Gelächter durchs Städtlein. Es war gerade, als polterten alle Ziegel und Kamine von den Dächern, als donnerte es in den Stadtmauern. Und auf einmal schien es uns, es rücke ein Häuflein Kriegsvolk auf unser Tor zu.

Da ließen wir hurtig ins Feld zu unseren Pferden, saßen auf und jagten so still wie tunlich ins Lager zurück, wo wir über alles Meldung machten. Herr de Foix, unser Feldherr, aber sah nachdenklich vor sich hin, als wir ihm von dem offenen Tore und von dem fürchterlichen Gelächter, das uns noch in den Ohren donnerte, berichteten. „Wie stark muß sich dieses Hirtenvolk noch fühlen“, murmelte er, „wenn es mitten in Feindesland, getrennt durch das Schneegebirge von seiner Heimat, als ein geringer Haufe noch so sorglos draufloslachen kann.“ Er staunte eine Weile sinnend vor sich hin, dann entschied er laut und bestimmt, daß mit dem Sturm auf das Städtlein noch zugewartet werden solle bis um Mitternacht des kommenden Tages. Bis dahin werde er Verstärkung bekommen und dann sollen ihm die lustigen Hirten nicht entgehen. Aber als er nun beim Zagen einen so gewaltigen Heerhaufen zu eurem Beistand heranziehen sah, bereute er, den Sturm in der Nacht nicht gewagt zu haben und ließ zum Rückzug blasen.“

Räzi, der Landammann, und die umstehenden Eidgenossen lachten nochmals eine Scholle heraus, daß es dröhnte, als sie von ihrem Geistlichen den Bericht des Reiters hörten; dann rief der Anführer aus: „Gott segne das kleine schwarzschopfige Mägdelein mit dem mutigen Herzen, das uns so rechtzeitig zum Lachen brachte, denn das Gelächter von Galleran hat uns eine Schlacht gewonnen.“

Der Stier von Uri aber nahm das große Heerhorn stirnrunzelnd in beide Hände und blies es mit Macht den jauchzend heranstürmenden Mit eidgenossen entgegen.

Volksglauben in Norwegen.

Norwegen ist das Land der freien Bauern, und wer einmal durch das Land gereist ist und diese Menschen kennen gelernt hat, der weiß auch, was für eine uralte Tradition in diesen bodenständigen Geschlechtern lebt und wirkt. Und damit haben sich auch im Volksglauben bis auf

den heutigen Tag Reste uralter religiöser und heidnischer Kulte erhalten. Das charakteristische Merkmal des Volksglaubens ist die Besetzung der Natur und ihrer Erscheinungen, wie wir sie bei allen Völkern antreffen können. Dass bei dem norwegischen Volke diese Naturbesetzung einen